

Die Wiederkehr des Biografischen in der Wissenschaft und ihre feministische Wendung

Victoria Hegner

(Auto)Biografien über und von Wissenschaftler*innen – verkürzt wird auch von der „Wissenschaftsbiografik“ gesprochen – und ihre Rolle im akademischen Feld haben sich in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten grundlegend gewandelt. Noch 2001 hatte die Literaturforscherin Deirdre Bair, die selbst eine Vielzahl von Lebensgeschichten unterschiedlichster Intellektueller und Schriftsteller*innen verfasst hat, das biografische Genre rigoros als „akademischen Selbstmord“ bezeichnet (Bair 2001: 38 f.). Ihr Kollege Peter André Alt war in seinen Formulierungen etwas vorsichtiger und bedauerte „die Tendenz zur programmatischen Ablehnung“ biografisch gehaltener Schriften in der akademischen Welt, da sie „als methodisch restaurativ oder (schlimmer noch) theoretisch naiv eingestuft“ (Alt 2002: 23) wurden. Doch bereits 2003 schien sich eine „überraschende Renaissance“ dieser Gattung im Feld der Wissenschaft abzuzeichnen (Bödeker 2003: 12). Schon in den 1990er Jahren, so merkt die Amerikanistin Cynthia G. Franklin an, war die Zahl der jährlich veröffentlichten Memoiren von Professor*innen aus den Geistes- und Kultur- bzw. Sozialwissenschaften und insbesondere in ihrem Fach, wie sie hervorhebt, „beispiellos“ (Franklin 2009: Kindle-Position 82f.).

Diese „Wiederkehr des Biografischen“ in den Wissenschaften – die gewachsene Bedeutsamkeit lebensgeschichtlicher Darstellungen und Erzählungen von Forschenden – soll im Folgenden genauer betrachtet werden. Inwiefern kehrte hier ein Genre in das akademische Feld „zurück“ und wurde doch im selben Moment radikal gewandelt? Und welche analytische Relevanz kommt diesen lebensgeschichtlichen Darstellungen gerade auch in der Wissenschaftsforschung zu: Welche spezifischen Einsichten in die Verfasstheit der akademischen Felder und den Wandel der Wissensproduktion an Universitäten, Akademien und anderen Forschungsinstituten erlauben lebensgeschichtliche Betrachtungen und Analysen? Wie wird hier das Wechselverhältnis zwischen gesellschaftlicher Bedingtheit und individuel-

ler Handlungskraft verhandelt? Wenn ich diesen Fragen im Folgenden nachgehen werde, so schärfe ich den Blick und konzentriere mich auf (auto)biografische Schriften und Studien, in denen sich mit der Rolle von Geschlecht im akademischen Leben und so im akademischen Feld auseinandergesetzt und damit die Wissenschaftsbiografie grundlegend feministisch gewendet wurde und wird. Entscheidende, frühe Impulse gingen dabei von dem amerikanischen Wissenschaftsbereich aus. Da dies schon mehrfach diskutiert und dargelegt worden ist und weitreichend rezipiert wird (Franklin 2009; Gornick 2009; Govoni/Franceschi 2014; Del Giudice 2017), konzentriere ich mich auf den bisher wenig beleuchteten deutschsprachigen Kontext und dabei auf das eigene Fach – die Kulturanthropologie –, um die analytisch-thematischen Schwerpunkte zu kennzeichnen sowie spezifische Potentiale offenzulegen.

Die Beschäftigung mit dem Wechselverhältnis von professionellem Fortkommen, biografischen Prägungen und der Bedeutung, die dabei der Kategorie bzw. Markierung des Geschlechts zukommt, hat seit den 1990er Jahren stark zugenommen. Anfänge hierzu lassen sich allerdings schon ein Jahrzehnt davor finden. Die über **die Jahrzehnte** entwickelten Zugänge und Darstellungsweisen sind beeindruckend vielfältig: Sie reichen von Memoiren einzelner Protagonist*innen, über Formen einer biografisch gelagerten Wissenschaftsgeschichte der Geschlechterforschung und einer gendertheoretisch durchwirkten disziplinübergreifenden Wissenschaftshistorie, hin zu Sammlungen von thematischzentrierten und lebensgeschichtlich gelagerten Einzelinterviews mit Vertreter*innen unterschiedlichster Disziplinen. Sie umfassen schließlich autobiografische, teilweise experimentell geschriebene Essays. In der thematischen wie stilistischen Bandbreite und den gebotenen, oft auch unerwarteten analytischen Verknüpfungen zwischen den Feldern der Wissenschaften, dem individuellen Lebensweg und der Wirkmächtigkeit von Geschlecht sind sie zu einem wichtigen Element feministischer Wissen(schaft)spraxis und -kritik avanciert. Wie sich zeigen wird, sind die Perspektiven und Analysedimensionen einerseits davon bestimmt, durch biografische Erzählungen vor allem Frauen und die traditionellen Barrieren, die sich für sie in den Wissenschaften ergaben und bis heute ergeben, sichtbar werden zu lassen und dabei Strategien der geschlechtergerechten Inklusion zu formulieren. Andererseits richtet sich der Fokus genereller auf die (Geschichte der) Forschungspraxis und darauf offen zu legen, dass die

Ausbildung von Erkenntnissen und wissenschaftliches Fortkommen nie wertfrei erfolgen, sondern immer von gesellschaftlichen und damit vergeschlechtlichten Positionen beeinflusst sind. Wenn ich dies anhand einiger Beispiele verdeutliche, so ist kritisch anzumerken, dass die Aushandlung und Wirkmacht des gesellschaftlich-performativen Konstrukts der Zweigeschlechtlichkeit im Mittelpunkt steht: Das binäre Verständnis von Gender ist diskursiv nach wie vor äußerst stabil in der Strukturierung der wissenschaftlichen Felder und geweitete Kategorien wie *queer* und *trans** sind biografisch bisher kaum sag- und verhandelbar. Für den anglophonen Bereich gibt es erste, vereinzelte Beispiele (Sedgwick 1999; Courvant 2002; Anzaldua/Keating 2002; Anzaldua 2002; Peters 2020). Im deutschen Kontext sind sie – nach jetzigem Kenntnisstand – nicht existent. Sie müssen gleichsam noch „gehoben“ werden.

Schließlich möchte ich die Perspektive nochmals wenden und von den schriftlichen Studien und Autobiografien hin zu den filmischen Darstellungen blicken, die in den letzten Jahren verstärkt produziert werden.¹ Ich rücke hier die Dokumentarreihe „Ungehaltene Reden“ ins Zentrum der Betrachtung, die von der visuellen Anthropologin Sandra Eckardt produziert wurde. Hierin erzählen neun Protagonist*innen aus unterschiedlichen Disziplinen über ihren Lebensweg hin zur Professur und reflektieren dabei nicht allein die Wirkkraft vergeschlechtlichter Zuschreibungen, sondern auch die von Herkunft. Grundiert wird der Film durch die Frage, wie mit dem Wandel hin zu einer erhöhten Effizienz- und Wettbewerbsorientierung, den die Universitäten gerade erleben, biografisch und genderspezifisch umgegangen wird. Ich möchte zeigen, worin das besondere Potential des Films liegt und welche Erkenntnisse über die Rolle von Biografien im Feld der Wissenschaft mit dem Medium Film ermöglicht werden, die sich im schriftlichen Text nur schwer generieren lassen.

¹ Z.B. „Significant Details. Gespräche mit forschenden Frauen“ (2013). Regie: Kerstin Hoppenhaus; „Picture a Scientist“ (2020). Regie: Cheney, Ian/Shattuck, Sarah n.

Sichtbar werden, verwundbar und widerständig bleiben: Die gegenderte Perspektive auf wissenschaftliche Laufbahnen

Im April 1982 hielt die Wiener Wissenschaftssoziologin Helga Nowotny als Fellow des frischgegründeten Berliner Wissenschaftskolleg einen Vortrag zu der Frage: „Wie männlich ist die Wissenschaft?“. Der Titel war provokant und ließ auf regen Austausch hoffen. Allerdings, so erinnert sich Helga Nowotny gemeinsam mit ihrer Kollegin Karin Hausen: „Die anschließende Nicht-Diskussion im Klima der Höflichkeit gab Rätsel auf und machte ratlos“ (Hausen/Nowotny 1986: 9). Die beiden Wissenschaftlerinnen ließ dies nicht zur Ruhe kommen. Sie sprachen und schrieben ganz direkt „Wissenschaftsfrauen“ an und forderten sie auf, eigene Überlegungen zu dieser Frage niederzuschreiben, um dann – im vorerst privaten und eher informellen Kreis – darüber zu diskutieren. Das Vorgehen sollte sich lohnen. „Das Berliner Café, in dem wir mit viel Vergnügen im Herbst 1982 unser Gedankenspiel in Bewegung setzten, leistete fast die Dienste eines Wiener Kaffeehauses“, so resümiert die gebürtige Wienerin Nowotny lobend (ebd.). Aus der Initiative ging schließlich vier Jahre später eine Veröffentlichung vor, die den Titel des einstigen Vortrags trug: „Wie männlich ist die Wissenschaft?“ An Provokanz hatte der Titel nichts verloren. Das Buch kann dabei als eine der ersten Publikationen in deutschsprachigen Kontext gelten, in der fachspezifisch aufgezeigt wurde, wie sehr sich die männliche Dominanz in den Wissenschaften – in deren Zielsetzungen, Inhalten und Verfahrensweisen der Erkenntnisgewinnung – wiederfindet. Wissenschaft produzierte also – so trat eindringlich hervor – genderhierarchisierendes Wissen und war weit davon entfernt, geschlechterfrei zu sein. Doch die Publikation war nicht allein in ihrem thematischen Fokus neuartig. Sie griff zudem in ihren Ausführungen auf die dichte Beschreibung von Lebenswegen einzelner akademischer Frauen zurück und bemächtigte sich damit einem Genre, das bisher den Männern vorbehalten war – Männern mit „hohem Verdienst“, wie der Soziologe Paul Lazarsfeld noch Ende der 1960er mit Blick darauf, wer es wert sei, lebensgeschichtlich in den Wissenschaften portraitiert zu werden, herausstellte (Lazarsfeld (1975 [1968]): 147).

In einer Art „Umkehrschluss“ – werden nun die „erfolgreichen“ Lebenswege von Wissenschaftlerinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den Mittelpunkt gerückt und so in weiten Teilen erstmals im wis-

senschaftlichen Kontext sichtbar gemacht (Geyer-Kordesch 1986; Nowotny 1986). „Erfolg“ wurde allerdings nicht als lückenloser Aufstieg in der Wissenschaft gefasst, ein Aufstieg der gleichsam die Errungenschaften einer ganzen Epoche glanzvoll spiegelte, ein häufiges Erzählformat männlicher Protagonist*innen. Vielmehr legten die Autorinnen offen, wie Frauen, indem sie sich in dem „männlich“ bestimmten akademischen Berufsfeld durchsetzten und „Erfolg“ hatten, einerseits mit den damals als „weiblich“ geltenden Normen und Idealen – wie Mutterschaft, Ehe und die soziale/finanzielle Abhängigkeit vom Mann – brechen mussten, andererseits aber ihre sozialisierte und individuell empfundene „Weiblichkeit“ – wie die mitfühlende, ärztliche Sorge um Kinder – in ihre Tätigkeit trugen.² In dieser genderspezifischen Mehrdeutigkeit und gespürten „Ambivalenz“, so die Argumentation, bildete sich in einem „schöpferischen Akt“ eine „Berufspersona“² eine Wissenschaftlerin heraus, die für Generationen leitend wurde (ebd.: 215).

Im deutschen Kontext kann das Buch als einer der emblematischen Anfänge einer feministisch ausgerichteten Wissenschaftsforschung und damit einhergehend -biografik angesehen werden. Das biografische Genre war dabei in einer nur langsam voranschreitenden (dabei mutigen) Rückkehr begriffen, da es in der Darstellung persönlicher Eindrücke und Erfahrungen und dem Offenlegen, wie das „Private“ das wissenschaftliche Handeln und Denken prägte – kurzum in ihrer gebotenen „Subjektivität“ – lange Zeit das Grundverständnis von Wissenschaft als „interessenlos“ und „objektiv“ zu gefährden schien (Fox 1977: 91). Zwar hatte der Philosoph Ludwik Fleck bereits Anfang der 1930er Jahre darauf verwiesen, dass für wissenschaftliche Dynamiken die Prägungen der Einzelnen durch übergreifende lebensweltliche und dabei biografische Erfahrungen zentral waren (Fleck 1980 [1935]). Der Wissenschaftshistoriker und Physiker Thomas Kuhn griff den Gedanken in seinem diskurssetzenden Buch „The Structure of Scientific Revolutions“ von 1962 auf (Kuhn 1970 [1962]). Um zu ergründen, „warum sich Wissenschaft so entwickelt, wie sie es tut“ (ebd.: 200) erklärte er – und bezog sich dabei dezidiert auf Fleck – wie wichtig es ist, die Lebenswege von Forscher*innen zu betrachten,

² Wie genau „Weiblichkeit“ ausgehandelt wurde, ist im Text als hochgradig individualisiert beschrieben. Geyer-Kordesch 1986. Siehe auch die kurzen, biografisch-vergleichenden Ausführungen zwischen „Frau“ vs. „Mann“ in der Wissenschaft: Nowotny 1986: 17–19.

Lebenswege, die in ihren Grundzügen zumeist von einer ganzen wissenschaftlichen Generation und Gemeinschaft geteilt wurden und wodurch sich erklärte, warum zu einer bestimmten Zeit bestimmte Argumente in der Forschung entscheidender wurden, als andere (ebd.).

Doch erst ab den 1980er Jahren schien die diskursive und dabei epistemologische Separierung zwischen „Person“ und „Werk“/„Sache“ und inhärent die Unterteilung in „Subjektivität“ vs. „Objektivität“ in der Wissenschaft nachhaltig aufzuweichen (vgl. Kohli 1981: 430–434). In unterschiedlichen Fächern wurden nahezu zeitgleich Studien und Sammelbände publiziert, die diese begrifflich-analytische Scheidung überprüften. Untersuchungen, wie jene von Karin Knorr Cetina, Bruno Latour und Steve Woolgar zur sozialen Strukturierung in naturwissenschaftlichen Laboren, wie auch die wissenschaftsgeschichtlich orientierten Untersuchungen zum Fach Soziologie von Robert King Merton und – für den deutschsprachigen Kontext – Wolf Lepenies gelten hier als wissenschaftlich einschneidend (Knorr-Cetina u.a. 1980; Latour/Woolgar 1979; Lepenies 1981; Merton 1981). Für den kultur- und sozialanthropologischen Bereich wird diesbezüglich häufig das von James Clifford und George Marcus herausgegebene Buch „Writing Culture“ als programmatisch gewertet sowie auf Johannes Fabians wissenschaftshistorische Studie „Time and the Other. How Anthropology Makes its Objects“ verwiesen (Clifford/Marcus 1986; Fabian 1983). In ethnografischer und historischer Perspektive zeichneten die genannten Veröffentlichungen minutiös nach, wie sich wissenschaftliche Erkenntnis aus spezifischen sozialen wie auch politischen und dabei immer auch individuellen Konstellationen ergab und nie unabhängig von den Forschenden, die diese Erkenntnis produzieren, zu verstehen ist – Wissenschaft kann insofern nie „objektiv“ sein.

Diese Betrachtungsweisen führten immanent zu einer Neubewertung der Rolle von Biografien im Feld der Wissenschaft. Zugleich wurde das biografische Genre – im Synergieeffekt mit einem erstarrenden Feminismus – zunehmend gendertheoretisch durchwoben³. Mit der Gründung der „Frauenkommission“ der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV) 1983 und der damit einsetzenden Etablierung der Geschlechterforschung wird auch in der Kulturanthropologie die Wissenschaft und die eigene Disziplinultur in ihrer

³ Programmatisch für feministische Wendung der Wissenschaftsforschung: Haraway 1988.

praktizierten Geschlechterdifferenz verstärkt fokussiert. Dabei vollzieht sich ebenfalls eine Hinwendung zu lebensgeschichtlichen Studien, die die gesamtfachliche Tendenz und damalige sozial- wie kulturwissenschaftliche Vorreiterrolle in der Biografieforschung spiegelte und fortschrieb. Als entscheidend kann dabei ein Artikel gelten, der im Schweizer Archiv für Volkskunde erschien und der von der damals frisch-berufenen Professorin Christiane Burckhardt-Seebass stammt (Burckhardt-Seebass 1991). Er stößt die Diskussion um das Zusammenspiel von „Wissenschaft, Biografie und Geschlecht“ maßgeblich an. Mit äußerst spitzer Feder zeichnete Burckhardt-Seebass das Leben der „frühen“ Frauen der Volkskunde zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach und nahm dabei die erste Generation von Promovierten in den Blick, wie auch Autodidaktinnen darunter Sammlerinnen und Museumsangestellte.

Ob Adèle Stoecklin (1876–1960) oder Anna Ithen (1858–1924), Hedwig Anneler (1888–1969) oder Alina Borioli (1887–1965), ob Gertrud Züricher (1871–1956) oder Clara Stockmeyer (1884–1967): Alleamt waren sie aus dem Gedächtnis der Disziplin verschwunden, obwohl sie doch – wie Burkhardt-Seebass nachwies – durch ihre Forschung und Sammlungstätigkeit zur Formierung und wissenschaftlichen Anerkennung des Faches beigetragen hatten. Indem Burkhardt-Seebass die biografischen Spuren dieser Frauen akribisch aufspürte, machte sie sie nicht nur sichtbar und schrieb sie der tradierten Fachgeschichte ein, sondern sie zeigte darüber hinaus, wie sehr diese Frauen aus ihrem wissenschaftlichen Ausgeschlossenheit heraus eine spezifische Form „weiblichen Arbeitens“ entwickelten (ebd.: 221). Damit beschrieb sie den Umstand, dass die frühen Volkskundlerinnen aufgrund dessen, dass sie von den Kategorisierungen und Systematisierungen in universitären Forschungskontexten ferngehalten wurden, in ihren Wahrnehmungen weniger normiert waren und für ihre volkskundlichen Betrachtungen ein offenes Verständnis von populärer Kultur pflegten. Was von den gestrengen männlichen Fachkapazitäten als „verderbt“ und „wertlos“ angesehen wurde, ist von den Frauen rege gesammelt, genau kommentiert und ausführlich studiert worden (ebd.: 219). In ihren Arbeiten schimmerte ein weites Kulturverständnis durch (ebd.), das sich im Fach erst wesentlich später ab den 1970er Jahren durchzusetzen begann. Dabei deutet sich in Burckhardt-Seebass' Ausführungen zu den Frauen in der Volkskunde die übergreifende These an, dass die Weitung von wissenschaftlichen

Konzepten und Begrifflichkeiten gerade auch von Personen, die sozial und biografisch eher randseitig im akademischen Feld erscheinen, mit vorangetrieben wird. Eine Überlegung, die im Fach vor allem durch die Wissenschaftsgeschichte der Cultural Studies und deren männlichen Protagonisten an Prominenz gewann (Lindner 2000), sich aber auch als eine spezifisch gegenderte Historie erzählen ließe.


Auf den Artikel von Burckhardt-Seebass folgte eine Fülle von Studien, die im Duktus der Spurensuche die Biografien von frühen Fachfrauen rekonstruierten, so ins disziplinäre Gedächtnis zurückholten und dabei die historisch fest sedimentierte Geschlechterdifferenz in der fachlich-wissenschaftlichen Praxis veranschaulichten und aufdeckten (z.B. Köhle-Hezinger 1992; Alzheimer-Haller 1994; Eichner/Hofmann/Penner 1995; Niem 1998; Wallnöfer 2008). Daneben treten Studien zu den ersten und weithin bekannten Professorinnen im Fach. Ingeborg Weber Kellermann mit ihrer „Ost/West-deutschen Biografie“ und in ihrer herausgehobenen Rolle als eine der wenigen Frauen in einer Professur wurde hier zu einem Dreh- und Angelpunkt der Forschung. Ihr Lebensweg wurde unter gegendeter Perspektive vor allem auch als ein Bestreben dem „Typus der männlichen Normalbiographie in der Variante ‚Wissenschaftler‘“ nahezukommen interpretiert (z.B.: Schöning-Kalender 1995: 23; Schlimmermann 1995; Schmoll 2010; Gerndt 2013; Braun 2016, 2015).⁴

So intensiv sich die Auseinandersetzungen um die Wechselwirkung von Biografie, Wissenschaft und Geschlecht im Fach erweisen, so bleiben sie doch fast ausschließlich historisch perspektiviert: Der (auto)biografische Blick auf die Jetztzeit wie auch Zeitgeschichte wurde selten gewagt.⁵ Dabei spiegelt sich das tradierte Verständnis des Faches als eine in erster Linie geschichtlich arbeitende Disziplin, das sich erst ab den 1990er Jahren zunehmend auflöste. Zugleich deutet sich in der Zurückhaltung gegenüber gegenwartsorientierten Biografie-Studien in der Wissenschaftsforschung und so im „eigenen Feld“

⁴ Ina Maria Greverus ist eine weitere Person, die in der fachwissenschaftlichen Literatur stärker als andere Fachvertreter*innen biografisch (anekdotisch) porträtiert wird. Allerdings erfolgt dies ohne herausgehobenen Genderfokus (jenseits der Erwähnung, dass sie einige der wenigen Professorinnen im Fach war). Siehe beispielhaft die kürzlich erschienene Veröffentlichung: Anthropological Journal of European Cultures (2018) 27:1. In Memoriam Ina-Maria Greverus. Zum kulturalanalytischen Potential der Anekdote, exemplarisch bei Greverus: vgl. auch: Bendix 2016: 121–123.


⁵ Zu den wenigen Autobiografien zählen Jacobbeit 2000, Bausinger 2019.

die lange geltende methodisch-ethnologische Prämisse der Vermeidung von „zu großer Nähe“ zum Untersuchungsgegenstand an: eine Nähe und persönliche Involviertheit, die gleichsam die analytische „Reflexivität“ bzw. „Neutralität“ schmälere. Insbesondere *autobiografischen* Ausführungen wurde in diesem Zusammenhang eher mit Unbehagen begegnet. Sie wurden entsprechend der Bourdieuschen Überlegungen als Ausdruck einer „biografischen Illusion“, also einer in Wert gesetzten „Selbstinszenierung“, gesehen (Bourdieu 1990), die wenig über das „tatsächliche Leben“ der jeweiligen Person aussagte. In Analogie zur kritischen Bewertung des Genres der Autoethnografie galt zudem der Vorwurf, dass hier aus der „Tugend der Reflexivität das Laster der narzisstischen Nabelschau“ wurde, die kaum ein Erkenntnisgewinn über das eigne Selbst hinaus erlaubte (Ploder/Stadlbauer 2013: 381). Diese Bedenken schreiben sich bis weit in die 2000er Jahre fort. Anschaulich finden sie sich in einer der seltenen lebensgeschichtlichen Selbsterzählungen im Fach, nämlich in einem Gesprächsband, in dem Hermann Bausinger sich mit Fachkolleg*innen über seinen akademischen Werdegang austauscht (Kaschuba/König/Langewiesche/Tschofen 2006). Die Norm der Zurückhaltung gegenüber der eigenen Biografie wirkt dabei stark. So klingt Bausinger am Ende des Buches merkwürdig entschuldigend mit Blick auf seine erzählten Erinnerungen. Vorsorglich überführt er sich selbst der wissenschaftlichen ‚Unart‘ der Ich-Fokussierung, indem er in seinen Schlussbetrachtungen meint, dass er in der Unterhaltung „immer tiefer in die Fallen der Selbstdarstellung gelaufen“ sei. Bedauernd fügt er an: „Dabei war das Gespräch als Neutralisierung der strukturellen Egozentrik gedacht, die allem Autobiografischen anhaftet“ (Bausinger 2006: 173).

Mit der allmählichen Hinwendung zur gegenwartsorientierten Ethnografie gewinnen zwar (auto)biografische Darstellungen als Mittel der Reflexion und Offenlegung der eigenen Positionalität – oder der anderer – im Forschungsprozess an Legitimität. Als grundlegender empirisch-theoretischer Zugang der Wissenschafts- und dabei Geschlechterforschung, die auf die Jetztzeit oder auch Zeitgeschichte fokussieren, sind (auto)biografische Analysen im Fach bis heute jedoch eher marginal und unterkonzeptioniert. Sie scheinen unter anderem in einer von Studierenden erarbeiteten und 2018 veröffentlichten Geschichte des Züricher Instituts „Populäre Kulturen“  Anhand von lebensgeschichtlichen Interviews mit ehemaligen Studentinnen

und Mitarbeiterinnen wird hier den Gründen für die historisch tradierte geringe Präsenz von Frauen auf professoraler Ebene nachgegangen und die Züricher Institutsgeschichte und -gegenwart kritisch gegendert (Fehlmann/Gallati 2018; Rutarux 2018; Hüsler 2018).

Die geringe Zahl solch fokussierter Studien im Fach steht der gegenwärtigen Entwicklung in den Nachbardisziplinen – vornehmlich in der Soziologie – diametral entgegen. Hier zeichnet sich seit zwei Jahrzehnten ein wahrlicher Boom an lebensgeschichtlich orientierten Forschungen zu Fragen von Wissenschaft und Geschlecht in der Gegenwart ab. Thematisch sowie methodisch und analytisch werden die Zugänge weit aufgefächert. Biografische Forschungen – zumeist auf Interviews basierend und unter Bezug auf Bourdieus Konzept vom Habitus und Feld – widmen sich hier vor allem dem „Herstellungsprozess“ einer „wissenschaftlichen Persönlichkeit“ (Engler 2001; Beaufaÿs 2003). Anhand von erzählten Lebensgeschichten veranschaulichen sie, wie sehr sich eine solche Persönlichkeit erst im Feld der Wissenschaft formt und eben nicht eine ‚Gabe‘ darstellt, die vorab – vor der akademischen Laufbahn – vorhanden ist, wie dies beispielsweise noch von Robert King Merton deklariert wurde. Wie die Soziologin Steffani Engler minutiös offenlegt, werden die Charakteristika, die Wissenschaftler*innen auszumachen scheinen, nach wie vor eher als „männlich“ verhandelt und mit „Trümpfen“ wie „Schöpfungskraft“ und „Originalität“ ausgestattet: Trümpfe, die Frauen nur schwer zuerkannt werden (Engler 2001: 460f.). Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Betrachtung von wissenschaftlichen Karriereverläufen im Vergleich zwischen Männern und Frauen (Rusconi/Solga 2011; Haffner/Krais 2008; Hinz/Vogel 2004). Einmal mehr wird hier nicht allein der unterschiedliche Weg zum „Erfolg“ – zur Professur – betrachtet, sondern der Topos des Scheiterns von Lebenswegen in den gegenderten Analyseblick genommen und offengelegt, wie dieser in biografische Erzählungen eingelagert wird (Dressler/Langreiter 2005).

Schließlich sind in den letzten Jahren verstärkt „fachliche Kollektivbiografien“ im deutschsprachigen Kontext erschienen, in denen anhand lebensgeschichtlicher Interviews oder autobiografischer Notizen der Institutionalisierungsprozess der fächerübergreifenden Geschlechterforschung bzw. einer feministisch-orientierten Wissenschaft erzählt wird. In den Veröffentlichungen kommen ausschließlich Frauen zu Wort, wobei das intime Portrait einer ganzen Begründerinnen-**Generation**  steht (Ingrisch/Lichtenberger-Fenz 1999; Vogel 2006;

Bock 2016). Die übergreifenden soziokulturellen Rahmenbedingungen von akademischen Lebenswegen werden herausgearbeitet und eng mit Einblicken in die „ganz private“ Welt jeder einzelnen Wissenschaftlerin verwoben: in besondere Familien- und Partnerschaftskonstellationen, in den Verlauf der Kindheit und in Freundschaften, in persönliche Glücks- wie auch Enttäuschungsmomente. Deutlich tritt hier hervor, wie sehr mit der Etablierung der Geschlechterforschung und der feministischen Theoriebildung an Hochschulen gleichsam eine weitere, eine neue „Berufspersona“ einer Akademikerin das wissenschaftliche Feld betritt – nämlich die der „politischen Wissenschaftlerin“. ¹⁴ Sie ist zwischen 1934 und 1949 geboren, gehören die interviewten oder sich selbst portraitierenden Fachfrauen zu den Protagonist*innen der gegenkulturellen (Frauen*-)Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre an und lehnten sich offensiv gegen Geschlechterstereotype auf. Immanent profitierten sie von der damaligen Bildungsexpansion und sozialen Öffnung der Universitäten in der Bundesrepublik, die sie ein Stückweit selbst mit forciert haben. Folgt man ihren Biografien, wird offensichtlich, wie sehr für sie Forschung und Wissenschaft vor allem ein Mittel gesellschaftliche Veränderungen voranzutreiben, darstellte. Mit ihren Berufungen in Professuren begannen sie moralische Erwartungen von Chancengleichheit und Fairness in der Verwaltungs- und damit Wissenschaftspraxis an Hochschulen zu institutionalisieren. Am eigenen Beispiel zeigen sie dabei auf, dass Frauen in der Wissenschaft auf dem Weg nach „oben“ nach wie vor verwundbarer sind als Männer. Wie die Soziologin Sigrid Metz-Göckel hervorhebt, stattet genau diese biografische Verwundbarkeit Wissenschaftlerinnen mit besonderer Widerständigkeit aus. In dieser doppelten Ausrichtung – verwundbar und widerständig im selben Moment zu sein – liegt das notwendige Potential, so Metz-Göckel weiter, zur Veränderung der Geschlechterkonstellationen im akademischen Feld (Metz-Göckel 2006: Kindle-Positionen 1027–1032).

Solche Kollektiv- und Einzelbiografien liefern mit ihren profunden Aussagen und Ideen nicht nur Einblicke in die Geschlechterhierarchisierung und gegenwärtige Sozialität von Wissenschaft und Wissensproduktion, sondern zeichnen auch nach, wie die Protagonistinnen aus ihren feministischen Vorstellungen von Gendergerechtigkeit heraus auf die universitären Verwaltungsstrukturen einwirken, um Inklusion zu ermöglichen. Sie legen damit offen, dass neben der akademischen Forschungs- und Lehrpraxis auch deren Administration

gültige Leit- und Idealbilder der Wissenschaft und einer wissenschaftlichen Persönlichkeit modelliert.

Von dieser Überlegung getragen ist ein Projekt, das jetzt näher betrachtet werden soll und das an der Schnittstelle von visueller Anthropologie, Geschlechterforschung und der institutionalisierten Gleichstellung an Hochschulen entstanden ist.

**„Ungehaltene Reden“: Ein Film zum Umgang
mit der vergeschlechtlichen Ordnung akademischer Karrieren
in Zeiten tiefgreifenden Wandels.**

*“The Venus is one of my important symbols.
It reminds me a lot of the strength of a woman,
especially for example of my sister, who is chronically ill.
But, she reminds me all the time:
Regardless of your situation, you just need to keep going.
You generate your own energy and your own strength that way.
Even though you might lose your arms,
you still could represent a light for other people [...]
That is what I hope I do in my career for my students
and of course, within my family for my children [...]
So, Venus is an important symbol for me of the strength of a woman.”*
(Kinoversion: 26:38 min–27:25 min)⁶

Das Zitat stammt aus dem Film „Ungehaltene Reden“. Tanyasha Yearwood, eine Didaktikerin für englische Sprache, sitzt in ihrem kleinen Büro an der Universität Göttingen. Die Kulturanthropologin und Filmemacherin Sandra Eckardt hat sie gerade gebeten, über ihren akademischen Lebensweg zu reflektieren. Was hat sie besonders motiviert, diesen zu beschreiten, und was waren die schönsten aber auch die schwierigsten Momente für sie dabei? Yearwood beginnt zu reden und kommt darauf zu sprechen, dass der wohl schwierigste Moment für sie war, als sie akzeptieren musste, dass sie es in Deutschland nicht mehr auf eine Professur „schaffen“ würde. Denn alles, was sie „mitbrachte“, so Yearwood: „Viel Lehrerfahrung, viele neue Ideen,


⁶ Es existiert eine 45minütige Version des Films, hier als Kinoversion bezeichnet. Hinzu kommen neun filmische Einzelporträts von jeweils 10 min–15 min: Sie werden im vorliegenden Text als Langversion bezeichnet.

viel Leidenschaft und Kreativität“ (Kinoversion: 27:56 min–28.00 min), schien in der Wissenschaft nicht so wichtig zu sein und wog die geringe Zahl ihrer Publikationen nicht auf. In der nächsten Szene wechselt sie in ihrer Erzählung unerwartet ins Englische und greift nach der kleinen Statur der Venus von Milo, die auf ihrem Schreibtisch steht. Sie wiegt sie in ihren Händen, setzt erneut zu reden an und beschreibt die bestärkende Bedeutung, die die Venus für sie und ihre Karriere besitzt. Dabei tritt das Potential des filmischen Mediums als Vermittlungs- und Wissensformat besonders eindringlich hervor: Denn es ist nicht allein bedeutsam, *was* Yearwood sagt – Worte, die sich leicht via Schrift vermitteln lassen –, sondern *wie* sie es sagt. Die Stimmelmelodie, die Interpunktion und die Gesten erzeugen einen zutiefst performativen und dabei auch auratischen Moment. Er lässt nachvollziehbar werden, wie sehr sich für Yearwood der eigene Lebensweg und die Auseinandersetzung mit Erfolg und Misserfolg im akademischen Feld, geradezu leiblich eingesenkt haben.

Der Film, der dies in Bild und Ton setzt und so inszeniert, gestattet es dabei Wissenschaft und wissenschaftliche Lebensläufe in besonderer Weise emotional-atmosphärisch zu begreifen. Er verschränkt immanent die Möglichkeit der Inhalts- mit der Performanzanalyse. Das Projekt der „Ungehaltenen Reden“ kann als eines der wenigen, jüngeren Beispiele aus dem Fach Kulturanthropologie gelten, in dem das Wechselspiel von Wissenschaft, Biografie und Geschlecht gegenwartsorientiert verhandelt und metaphorisch wie konkret sichtbar gemacht wird. Dabei kommt ein immer noch randseitiges Medium der Repräsentation in der Wissenschaftsforschung – der ethnografische Film – zum Einsatz. Aufgrund der Marginalität des Forschungsthemas im Fach und des Darstellungsformates möchte ich das Projekt in seinen Zugangsweisen, Zielen, Inhalten und möglichen Potentialen folgend genauer konturieren.

Es ist festzuhalten, dass die „Ungehaltenen Reden“ von Anbeginn an der Schnittstelle zur universitären Gleichstellung verortet waren, was sich unter anderem dadurch ausdrückt, dass sie durch diese Institution finanziert wurden. Wissenschaftsforschende und geschlechterpolitische Anliegen im akademischen Feld treten hier mithin auf das Engste zusammen und machen in ihrem Wechselspiel die Perspektiven der „Ungehaltenen Reden“ entscheidend aus. Ausgehend von dem über alle Wissenschaftsbereiche hinweg ausgeprägten Phänomen der „leaky pipeline“ – also dem Ausscheiden von

Frauen an einem bestimmten Punkt im wissenschaftlichen Karriereweg – sollten vor allem Wissenschaftlerinnen zu Wort kommen, die den langen Weg zur Professur auf sich genommen und dieses Ziel erreicht haben oder sich in der Postdoc-Phase befinden und sich gerade habilitieren. Auch jene, die letztlich nicht in eine Professur gekommen sind, gleichwohl sie es angestrebt haben, wurden portraitiert. In den filmischen Interviews waren folgende Fragen von Interesse: Was hat sie in ihrem Karriereziel bestärkt? Was ist das besonders Reizvolle und Erfüllende daran? Was hat sie auch zweifeln, aber dann wieder Mut schöpfen lassen? Woran sind sie gescheitert? Und, ob und wenn ja, in welchen Situationen sie die Wirkmächtigkeit der Kategorie Geschlecht und/oder Klasse, ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit, Alter erfahren haben? Was ließ sie hier gleichsam besonders *ungehalten* sein?

Wissenschaftsforschend war der Zugang insbesondere durch die Frage grundiert, inwiefern der gegenwärtige tiefgreifende Wandel an Hochschulen – gekennzeichnet durch eine steigende Effizienz- und Wettbewerbsorientierung bei einer gleichzeitig intensivierten moralischen Erwartung von Chancengleichheit – das biografische Fortkommen der_des Einzelnen genderspezifisch modelliert (Strathern 2000; Maeße/Hamann 2016). Wie beeinflusst er dabei das wissenschaftliche Selbstverständnis? Kurzum: Wie wird dieser Wandel (biografischerzählerisch) ektiviert (Foucault 1982)?⁷ Dies verband sich mit dem gleichstellungspolitischen Ziel, durch eine audiovisuelle und personalisierte Darstellung Nachwuchswissenschaftlerinnen für das Karriereziel „Professur“ zu gewinnen. Zugleich sollte der Film aufzeigen, dass (diskriminierende) Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern in der Wissenschaft durchaus noch bestehen und ermutigen, hier für Veränderungen einzustehen.

Die „Ungehaltenen Reden“ spüren den Karrieren der einzelnen Protagonist*innen in erster Linie durch das Gespräch nach und arbeiten in der reduzierten Bildsprache des Interviews. Der Fokus liegt auf den Gesichtern und den Emotionen darin, die das Gesagte begleiten. Es sind abgehaltene „Sprechstundentermine“ im Büro, das als Ar-

⁷ Die Subjektivierung beschreibt nach Foucault den Prozess durch den sich ein Individuum in Strukturen und Ordnungen fügt und hierdurch erst zum gesellschaftlichen, handelnden Subjekt formt. Die Strukturen und Ordnungen werden gleichsam inkorporiert und zugleich bleibt das Potential individueller strukturell nicht determinierter Handlungskraft.

beitsraum von akademischen Routinen und der Faszination und den Anstrengungen für die Wissenschaft erzählt. Die Zuschauer*innen folgen der Kamera in die Refugien akademischer Praxis: Nahaufnahmen zeigen die Protagonist*innen beim konzentrierten Schreiben am Computer. Auch die Dinge, die ursächlich nichts mit der schreibenden Büro-Tätigkeit zu tun haben, kommen in den Blick. Sie vermitteln Momente der Privatheit, der Zerstreuung, auch Unsicherheit und der Suche nach notwendiger Bestärkung: Der gemütliche Ohrensessel aus der eigenen Wohnung wird ins Bild gesetzt, das Foto der Lebenspartner*innen oder eben Yearwoods Venus von Milo. Aber auch das gekonnte Hantieren in dem steril und hoch technisiert wirkenden Labor, das kaum Spuren des Privaten zulässt, wird filmisch eingefangen. Vergrößerte Mikroskop-Aufnahmen schließen sich an, die im Schnitt ineinander übergehen und gleichsam die Schönheit der untersuchten Objekte und die Begeisterung daran wiedergeben. Sie brechen immanent mit der „Nüchternheit“ der Labore und der Idee des vermeintlich gefühlsbereinigten naturwissenschaftlichen Blicks. Schließlich werden gerade auch die Hände der Protagonist*innen im *close up* begleitet: Wie sie sich gelenk über die Tastatur bewegen oder geschickt mit mikroskopischen Präparaten umgehen.

Die Zuschauer*innen rücken auf diese Weise nah an die einzelnen Protagonist*innen heran und bekommen offengelegt, wie sehr in der wissenschaftlichen Praxis das Private mit dem Beruflichen ineinanderfließen kann, wie sie zudem eine leiblich-taktile Könnerschaft ausbildet und dass sie selbst in den häufig als „affektfrei“ geltenden Laborwissenschaften, Emotionen entstehen lassen, die Teil des Erkenntnisweges sind. In den begleitenden Gesprächen deutet sich an, dass sich in das akademische Selbstverständnis die moralischen Vorgaben der Geschlechter-Gleichstellung fest eingeschrieben haben. Allerdings werden sie weniger über die Idee der Veränderung vorhandener Strukturen im wissenschaftlichen Feld reflektiert, sondern eher als eine verstärkte Ermöglichung der individuellen Anpassung an die gesteigerten Gebote von Effizienz und Konkurrenz.


In der Erzählung der Professorin für internationale Wirtschaftspolitik Krisztina Kis-Katos ist dies immanent. Während sie sich in ihrem Ohrensessel zum Arbeiten bereitmacht, fragt Eckardt sie, wie sie in der Zeit als Nachwuchswissenschaftlerin mit zunächst einem und dann zwei Kindern, ihre Elternverantwortung und wissenschaftliche Arbeit vereinbarte und wie viel Verständnis ihr seitens des Vor-

gesetzt entgegengebracht wurde. Kis-Katos gibt zu bedenken, dass sie „seine allererste Assistentin“ war, die schwanger wurde, mithin wie ungewöhnlich Mutterschaft in ihrem Fachbereich zu diesem Zeitpunkt war und sie berichtet weiter:

„[...] seine Reaktion war: ‚Nur aufhören darfst Du nicht. Alles andere ist in Ordnung. Nur aufhören darfst Du nicht‘. Ich habe also immer parallel meine Familienstrategie gefahren [...]. Ich habe keine Auszeiten genommen [...], sondern versucht alles miteinander zu vereinbaren.“ (Kinoversion: 7:20 min–7:46 min)

Sie fügt an, dass sie einen festen Glauben daran hat, dass es auch Frauen mit Kindern schaffen sollten, in Professuren zu kommen. Sie schätzt in diesem Zusammenhang sehr, dass sich an Universitäten eine gewisse „Entspantheit gegenüber [...] Familien und [...], diese Selbstverständlichkeit, dass man es auch dann [als Eltern, V.H.] schaffen muss“ (Kinoversion: 9:32 min– 10:05 min), durchgesetzt hätten. Dies ändere allerdings kaum etwas daran, dass „für alle“, für Frauen *und* Männer, der akademische Lebensweg beschwerlich sei. Grundsätzlich gilt, so Kis-Katos: „Augen zu und durch [...] Bevor man diesen Job [die unbefristete Professur, V.H.] bekommt, wird der Druck so richtig groß [...]“ (Langversion: 6:40 min–6:45 min) ob man aussteigt oder nicht, hängt davon ab, „wie man mit dem Druck umgehen kann.“ (Langversion: 8:15 min–8:17 min). Der einzige Weg, sich hier nicht entmutigen zu lassen – die „Überlebenschance“, wie Kis-Katos zugespitzt meint –, wäre zu erkennen „wie klein die Rolle des eigenen Selbst in dem Ganzen“ ist (Langversion: 6:55 min–7:00 min), und wie sehr das „Glück“ und der „Zufall“ im akademischen Karriereverlauf am Werk sind, also Momente, die – anders als Strukturen – kaum vorherbestimmt und wenig gesteuert werden können. Bei Bewerbungen, so fährt Kis-Katos schließlich fort, ist man immer unsicher, ob man die Beste ist. „So ist nun mal das Spiel: Man bewirbt sich, weil man den Job unbedingt möchte und denkt, dass man ihn ausfüllen könnte“ (Langversion: 9:10 min–9:12 min). Eine geschlechterhierarchisierende Wirkung kann sie hier nicht erkennen, eher eine übergreifende Problematik des gegenwärtigen deutschen Wissenschaftssystems, die auch die anderen Interviewten immer wieder thematisieren. Sie besteht darin, dass es an Universitäten kaum dauerhafte wissenschaftliche Positionen gibt, die vor dem Erreichen der Professur liegen. Zudem werden zu viele hochqualifizierte Wissenschaftler*innen für zu wenige Hochschullehr*innenstellen ausgebildet, wodurch sich

das kompetitive Moment im akademischen Feld nochmals verstärkt. Kis-Katos stellt die heutige Situation dabei überaus treffend dar. Doch so gegenwärtig diese Schilderungen sind, sie werden von einem historisch lang tradierten und gelebten Verständnis der akademischen Existenz begleitet. Schon Max Weber hatte in seinem berühmten Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ von 1917 das ‚Gelehrtenleben‘ an deutschen Hochschulen als einen „wilden Hazard“ bezeichnet: ein „Glücksspiel, bei dem ohne Rücksicht auf andere oder sich selbst alles riskiert wird“ (Weber 2002: 477). Dieses Leben, so beschrieb Weber ausführlich, ist von „innerer Hingabe“ und „harter Arbeit“ geprägt, ohne gesicherte Aussicht auf Erfolg (ebd.: 483, 486). Die heutigen, von Kis-Katos formulierten Vorgaben: „Augen zu und durch“, „bloß nicht aufhören“ und „den Druck aushalten“, galten, salopp formuliert, schon damals, wobei sich zeigt, wie zutiefst gegendert und eben nicht geschlechterneutral dieser Berufsweg ist, denn er wurde entlang männlicher Lebensläufe von Männern geprägt. An dessen Normen gilt es sich bis heute unter den Bedingungen einer nochmals erhöhten Konkurrenz anzupassen.

Im weiteren Verlauf des Films werden einige Protagonist*innen genau die geschichtlich gesetzten und neuerlichen biografischen Normen in Frage stellen: die unerbittliche Taktung des Fortkommens, den „großen Druck“, die eingeforderte „innerliche Hingabe“ an die Wissenschaft und die „kleine Rolle des Selbst“ in diesem biografisch existentiellen „Spiel“.  selben Moment, wo sie dies reflektieren, stellen sie sich diesen Normen auch und nehmen sie bewusst an. Die Subjektivierung des heutigen Wandels erfolgt biografisch gleichsam durch die Haltung der Ambivalenz. Der Film fängt diese Ambivalenz ein und lässt in der Gesamtschau hervortreten, wie vielfältig (und fachkulturell unterschiedlich) dabei immer wieder die Geschlechterfrage verhandelt wird. Das audiovisuelle Medium verleiht dabei gerade auch den spürbaren, aber unsichtbaren Seiten akademischer Karrieren Ausdruck und Bedeutsamkeit: Seien es die spezifisch konstituierten Emotionen, wie die „Trauer“ des Scheiterns, die „Leidenschaft“ der Erkenntnis oder das Wechselspiel zwischen Privatem und Beruflichem, das sich gerade in konkreten Objekten, mit denen man sich in der wissenschaftlichen Arbeit umgibt, spiegelt. Als eher ungewohntes Medium der Wissenschaftsforschung zwingt der Film uns, unser Verständnis vom Wechselspiel zwischen akademischem Feld, Biografie und Geschlecht zu weiten, indem er eben Fragen der Rolle

von Affekten, Performativität und dabei auch die gesamte materielle Beschaffenheit wissenschaftlicher Praxis sinnbildlich wie konkret in „den Fokus stellt“ die „Ungehaltenen Reden“ haben dabei nicht den Anspruch Ergebnisse einer akribischen Analyse zu bieten oder gar eine abschließende, allumfassende These zu offerieren. Vielmehr geht es darum eine unabgeschlossene Multiperspektivität darauf zu entwerfen, wie sehr doch Wissenschaft eine soziale Praxis ist, die sich fortwährend ändert und – aus gleichstellungspolitischer Sicht – geschlechtergerecht werden sollte. Sich die eigenen Biografien mit all ihren Idiosynkrasien zu erzählen ist hier ein forschender Anfang und dabei ein emanzipatorischer Akt.

Plädoyer für eine gegenderte kulturalthropologische Wissenschaftsbiografik

Autobiografien von und lebensgeschichtliche Studien über Wissenschaftler*innen sind in der Wissenschaftsforschung der letzten Jahrzehnte zu einem zentralen analytischen Mittel avanciert, um aufzuzeigen, wie sehr die wissenschaftliche Praxis und Wissensproduktion gesellschaftlich situiert ist und zugleich durch die lebensweltlichen Prägungen der Einzelnen geformt wird. Wissenschaft selbst wird, so tritt hervor, greifend privat erlebt und erfahren. In ihren Strukturen und Voraussetzungen gibt sie dabei machtvoll die Normen erfolgreicher Biografien vor und erzeugt Mechanismen der sozialen In- und Exklusion. Insbesondere in der feministisch-orientierten Forschung und *scientific community* ist das Genre der (Auto)Biografie aufgegriffen worden, um die soziale Wirkkraft der Kategorie Geschlecht in der Wissenschaft aufzuzeigen und damit offenzulegen, dass wissenschaftliches Wissen nie wertfrei ist.

Das Potential der Kategorie Geschlecht in der Betrachtung der Biografien von Wissenschaftler*innen liegt dabei nicht schlicht darin die Wirkmacht von „Gender“ im wissenschaftlichen Feld freizulegen und damit eine weitere Reflexionsfläche für die soziale und dabei subjektivierte Bedingtheit von Wissenschaft zu schaffen. Die analytische Leistung des „gegenderten“ besteht genauer darin, etablierte, meist männlich-geprägte, Wissenschaftsgeschichten weiter aufzubrechen und diese somit vom diskursiven „Rand“ neu mit neuen Protagonist*innen zu erzählen. Dies erfolgt weniger im Sinne einer

gewollten „Ablösung“. Er ist eher als eine geradezu lustvolle Vervielfältigung und Verschiebung historisch tradierter wie auch gegenwärtiger wissenschaftlicher Narrative und Selbstverständnisse zu verstehen. Es ist in diesem Zusammenhang augenfällig, dass der Einzug der geschlechterspezifischen Perspektivierung des Wechselspiels von „Wissenschaft und Biografie“ mit einer ausgeprägten Experimentierfreudigkeit mit akademischen Darstellungsweisen einhergeht, wodurch Wissensformate und damit Vorstellungen von „Wissenschaftlichkeit“ selbstreflexiv-feministisch geweitet werden.

Das erkenntnistheoretische Potential einer gendertheoretisch-perspektivierten – gegenderter – Fachgeschichte und dabei Wissenschaftsbiografik offenbart, sollte in der Kulturanthropologie verstärkt ausgeschöpft werden. Das fachspezifische „Unbehagen“ gerade auch gegenüber *autobiografischen* Schilderungen gilt es intensiv zu reflektieren und zugleich wissenschaftlich-mutig darüber hinauszugehen. Zudem gilt es das Wechselspiel von Wissenschaft, Biografie und Geschlecht stärker mit einer intersektionalen Perspektive zu verbinden, also mit der Reflexion weiterer Differenzkategorien wie *Ethnie/Race, Alter, Sexualität* und *(Dis)Ability* zu verbinden (beispielhaft: hooks 1994; Bérubé 1996; Sedgwick 1999). Schließlich, stellt sich gerade die disziplinspezifische Offenheit gegenüber verschiedensten Repräsentationsformen jenseits der Schriftlichkeit – das sich insbesondere in der festen Etablierung der visuellen Anthropologie zeigt – als ein darstellerisches und analytisches Reservoir dar, das von der disziplinären Wissenschaftsforschung eingebracht werden sollte, um den Herausforderungen einer diverser werdenden Welt und einer Wissenschaft, die sich tiefgreifend wandelt, mit einer wissenschaftsforschenden Multiperspektivität zu begegnen.

Literatur

- Alt, Peter André: Mode ohne Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik. In: Klein, Christian (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart/Weimar 2002: 21–39.
- Alzheimer-Haller, Heidrun: Frauen in der Volkskunde, in der empirischen Kulturwissenschaft, der Europäischen Ethnologie/Ethnographie und Kulturanthropologie. Würzburg 1994.
- Anthropological Journal of European Cultures (2018) 27:1. In Memoriam Ina-Maria Greverus.
- Anzaldúa, Gloria: Preface. (Un)Natural Bridges, (un)Safe Spaces. In: dies./Keating, AnaLouise (Hg.): This Bridge We Call Home: Radical Visions for Transformation. New York 2002: 1–5.
- Anzaldúa, Gloria/Keating, AnaLouise (Hg.): This Bridge We Call Home: Radical Visions for Transformation. New York 2002.
- Bair, Deirdre: Die Biografie als akademischer Selbstmord. In: Literaturen 7/8 (2001): 38/39.
- Bausinger, Hermann: Erinnerung. In: Kaschuba, Wolfgang/König, Gudrun M./Langewiesche, Dieter/Tschofen, Bernhard: Ein Aufklärer des Alltags. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche, Bernhard Tschofen. Mit einem Vorwort von Bernd Jürgen Warneken. Wien 2006: 173–180.
- Bausinger, Hermann: Nachkriegsuni. Kleine Tübinger Rückblenden. Tübingen 2019.
- Beaufäys, Sandra: Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld 2003.
- Bendix, Regina: „Hab ihn nie gesehen, aber viel über ihn gehört“. Zur (Neben?)Rolle tradierten Wissens in Fachsozialisation und Kanonbildung. Wien 2016: 103–134.
- Bérubé, Michael: Life as We Know It. A Father, a Family, and an Exceptional Child. New York 1996.
- Bock, Ulla: Pionierarbeit. Die ersten Professorinnen für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen 1984–2014. Frankfurt am Main 2016.

- Bödeker, Hans Erich: Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand. In: Bödeker, Hans Erich (Hg.): Biographie schreiben. Göttingen 2003: 9–63.
- Bourdieu, Pierre: Die biographische Illusion. In: BIOS 1 (1990): 75–81.
- Braun, Karl: Versteckte, aber innovative Selbstkritik. Ingeborg Weber-Kellermanns Kritik an der Sprachinselvölkerkunde und der Entwurf der Interethnik. In: Johler, Reinhard/Kalinke, Heinke/Marchetti, Christian (Hg.): Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Rückblicke – Programme – Vorausblicke. Tübingen 2015: 151–173.
- Braun, Karl: Erinnerungsort Rigorosum 1940. Momentaufnahme mit Ingeborg Weber-Kellermann und Adolf Spamer. In: Niem, Christina/Schneider, Thomas/Uhlig, Mirko (Hg.): Erfahren – Benennen – Verstehen Den Alltag unter die Lupe nehmen Festschrift für Michael Simon zum 60. Geburtstag unter Mitarbeit von Dominique Conte und Elisa Schuster. Münster 2016: 35–48.
- Burckhardt-Seebass, Christine: Spuren weiblicher Volkskunde: ein Beitrag zur schweizerischen Fachgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires 87/3–4 (1991): 209–224.
- Clifford, James/Marcus, George: Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography. Berkely, Ca. 1986.
- Courvant, Diana: Speaking of Privilege. In: Anzaldúa, Gloria/Keating, AnaLouise (Hg.): This Bridge We Call Home: Radical Visions for Transformation. New York 2002: 458–463.
- Del Giudice, Luisa (ed.): On Second Thought. Learned Women Reflect on Profession, Community and Purpose. Salt Lake City 2017.
- Dressler, Gert/Langreiter, Nikola: WissenschaftlerInnen scheitern nicht. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylke (Hg.): Scheitern und Biografie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen 2005: 107–126.
- Eichner, Andrea/Hofmann, Gabriele/Penner, Frank (Hg.): Fachfrauen – Frauen im Fach. Beiträge zur 6. Arbeitstagung der Kommission Frauenforschung in der DGV (Notizen 52): Frankfurt am Main 1995.
- Engler, Steffani: „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz 2001.

- Fabian, Johannes: *Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*. New York 1983.
- Fehlmann, Meret/Gallati Mischa (Hg.): *Institutsgeschichte im Erdgeschoss*. Werkstücke Band 10. Zürich 2018.
- Fleck, Ludwik: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main 1980 [1935].
- Foucault, Michel. *The Subject and Power*. In: *Critical Inquiry* 8/4 (1982): 777–795.
- Fox Keller, Evelyn: *The Anomaly of a Woman in Physics*. In: Ruddick, Sara/Daniels, Pamela (Hg.): *Working it Out. 23 Women Writers, Artists, Scientists, and Scholars Talk about Their Lives and Works*. New York 1977: 71–91.
- Franklin, Cynthia G.: *Academic Lives: Memoir, Cultural Theory, and the University Today*. Athens, GA: 2009. (Kindle-Version).
- Gerndt, Helge: Ingeborg Weber-Kellermann. *Volkskunde als Europäische Ethnologie*. In: ders. (Hg.): *Wissenschaft entsteht im Gespräch. Dreizehn volkskundliche Porträts*. Münster 2013: 99–108.
- Geyer-Kordesch, Johanna (1986): *Realisierung und Verlust „weiblicher Identität“ bei erfolgreichen Frauen: Die erste Ärztinnengeneration und ihre Medizinkritik*. In: Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt am Main 1986: 213–234.
- Gornick, Vivian: *Women in Science: Then and Now, 25th Anniversary ed.* New York 2009.
- Govoni, Paola/Franceschi, Zeldia Alice (Hg.): *Writing about Lives in Science. (Auto)Biography, Gender, and Genre*. Göttingen 2014.
- Haffner, Yvonne/Krais, Beate (Hg.): *Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern*. Frankfurt am Main 2008.
- Haraway, Donna: *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies* 14/3 (1988): 575–599.
- Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt am Main 1986.
- Hinz, Christiana/Vogel, Ulrike: *Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur: Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften*. Bielefeld 2004.

- hooks, bell: *Teaching to Transgress: Education as the Practice of Freedom*. New York 1994.
- Hüsler, Hélène: *Vom Erdgeschoss bis an die gläserne Decke? Volkswissenschaftliche Genderforschung*. In: Fehlmann, Meret/Gallatti Misha (Hg.): *Institutsgeschichte im Erdgeschoss*. Werkstücke Band 10. Zürich 2018: 65–88.
- Ingrisch, Doris/Lichtenberger-Fenz, Brigitte: *Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft – eine aktuelle Debatte*. Wien 1999.
- Jacobeit, Wolfgang: *Von West nach Ost und zurück: Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation*. Münster 2000.
- Kaschuba, Wolfgang/König, Gudrun M./Langewiesche, Dieter/Tschofen, Bernhard: *Ein Aufklärer des Alltags. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche, Bernhard Tschofen*. Mit einem Vorwort von Bernd Jürgen Warneken. Wien 2006.
- Knorr-Cetina, Karin et al. (Hg.): *The Social Process of Scientific Investigation*. Dordrecht 1980.
- Köhle-Hezinger, Christel: *Auf Spurensuche: Frauen in der Volkskunde*. In: Heinrich, Bettina u.a. (Hg.): *Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung*. 4. Tagung der Komm. Frauenforschung in der DGV. Tübingen 1992: 15–21.
- Kohli, Martin: „Von uns schweigen wir.“ *Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten*. In: *Geschichte der Soziologie*. Bd.1, hrsg. von Wolf Lepenies. Frankfurt am Main 1981: 428–464.
- Kuhn Thomas: *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago 1970 [1962].
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve: *Laboratory Life: The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills 1979.
- Lazarsfeld, Paul F. *Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung: Erinnerungen*. In: Hartmann, Heinz (Hg.): *Soziologie – autobiographisch. Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft von Talcott Parsons, Edward Shils and Paul F. Lazarsfeld*. Stuttgart 1975 [1968]: 147–225.
- Lepenies, Wolf: „Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie.“ In: *Geschichte der Soziologie*. Bd. 1, hrsg. von Wolf Lepenies. Frankfurt am Main 1981: I–XXXIV.

- Lindner, Rolf: Die Stunde der Cultural Studies. Wien 2000.
- Maeße, Jens/Hamann, Julian: Die Universität als Dispositiv. Die gesellschaftliche Einbettung von Bildung und Wissenschaft aus diskurstheoretischer Perspektive. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1 (2016) 29–50.
- Merton, Robert King: „Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie.“ In Geschichte der Soziologie. Bd.1, hrsg. von Wolf Lepenies. Frankfurt am Main 1981: 15–74.
- Metz-Göckel, Sigrid: Wissenschaftsbiographischer Selbstversuch: Versuch, mir die Welt soziologisch zu erklären. In: Vogel, Ulrike (Hg.): Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung: Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. Wiesbaden 2006. Kindle-Version, Kindle-Position: 837–1057.
- Niem, Christina: Lily Weiser-Aall (1898–1987): Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde. In: Zeitschrift für Volkskunde 94 (1998): 25–52.
- Nowotny, Helga: Über die Schwierigkeiten des Umgangs von Frauen mit der Institution Wissenschaft. In: Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt am Main 1986: 17–19.
- Peters, Julie Elisabeth: A Feminist Post-transsexual Autoethnography. Challenging Normative Gender Coercion. New York 2020.
- Ploder, Andrea/Stadlbauer, Johanna: Autoethnographie und Volkskunde? Zum Potenzial wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVII /116/3–4 (2013): 373–404.
- Rusconi, Alessandra/Solga, Heike (Hg.): Gemeinsam Karriere machen. Die Verflechtung von Berufskarrieren und Familie in Akademikerpartnerschaften. Opladen/Berlin 2011.
- Rutarux, Jana: Zwischen Sein und Schein. Frauen in der Zürcher Volkskunde. In: Fehlmann, Meret/Gallatti Mischa (Hg.): Instituts-geschichte im Erdgeschoss. Werkstücke Band 10. Zürich 2018: 37–64.
- Schlimmermann, Gabriele: Ingeborg Weber-Kellermann mit Adolf Spamer und Wolfgang Steinitz zwischen 1946 und 1960 in Berlin (Ost): In: Eichner, Andrea/Hofmann, Gabriele/Penner, Frank (Hg.): Fachfrauen – Frauen im Fach. Beiträge zur 6. Arbeitstagung der

- Kommission Frauenforschung in der DGV (Notizen 52): Frankfurt am Main 1995: 45–59.
- Schmoll, Friedemann: Vor Marburg. Ingeborg Weber-Kellermann und die deutschdeutschen Volkskundebeziehungen in den 1950er Jahren. In: Elsbergen, Antje van/Engelhardt, Franziska/Stiefbold, Simone (Hg.): Ansichten, Einsichten, Absichten. Marburg: Beiträge aus der Marburger Kulturwissenschaft. Marburg 2010: 309–318.
- Schöning-Kalender, Claudia: „Aber ihr Bedürfnis nach ‚männlich‘-selbstständiger Existenzbewältigung war wohl stärker als alle Demütigungen“: Ingeborg Weber-Kellermann in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. In: Eichner, Andrea/Hofmann, Gabriele/Penner, Frank (Hg.) Frauen – Frauen im Fach. Beiträge zur 6. Arbeitstagung der Kommission Frauenforschung in der DGV (Notizen 52): Frankfurt am Main 1995: 21–43.
- Sedgwick, Eve Kosofsky: A Dialogue on Love. Boston 1999.
- Strathern, Marilyn: New Accountabilities. Anthropological Studies in Audit, Ethics and the Academy In: dies. (Hg.): Audit-Cultures. Anthropological Studies in Audit, Ethics and the Academy. New York 2000: 1–18.
- Vogel, Ulrike (Hg.): Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung: Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. Wiesbaden 2006. Kindle-Version.
- Wallnöfer, Elsbeth (Hg.): Maß nehmen, Maß halten: Frauen im Fach Volkskunde. Wien 2008.
- Weber, Max: Wissenschaft als Beruf. 1919. In: Weber, Max. Schriften 1894–1922. Ausgewählt und herausgegeben von Dirk Kaesler. Stuttgart 2002: 474–511.